



WERNER MÖHRING

Riibezahl

MODERNE GESCHICHTEN
UM DIE LEGENDE
AUS DEM RIESENGBIRGE

Werner Möhring

Rübezahl

Moderne Geschichten um die Legende
aus dem Riesengebirge

www.geisterspiegel.de

Cover © 2009 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Der Holzlaster im Riesengebirge

»Radio LFZ mit dem Verkehrsservice: Auf deutscher Seite ist alles frei, aber wir haben noch eine Meldung aus Tschechien. Bei Liberec ist die E 442 nach einem Unfall voll gesperrt. Da ist ein Tanklastler umgekippt und Diesel läuft aus. Die Strecke wird wahrscheinlich noch bis in die frühen Morgenstunden dicht sein. Auch die Nebenstrecken laufen langsam zu. Wer sich auskennt, sollte das Gebiet weiträumig umfahren oder sein Navi nutzen.«

Das Piepen kam und die CD mit Springsteen dröhnte wieder aus den Lautsprechern in der Volvo-Kabine.

Na klasse, dachte Herbert. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Mit 30 Tonnen Holz hinten auf dem Truck war er im Harz gestartet, dann am Flughafen Leipzig der Stau und jetzt das. Er würde sich ganz schön anstrengen müssen, um morgen früh um acht in Dolni Vrchlabi an der Papierfabrik zu sein. Die Pause in Zittau war vielleicht doch etwas zu lang gewesen. Eine halbe Stunde eher hätte er abfahren sollen, dann wäre er vielleicht noch an Liberec vorbei gekommen, bevor der dusselige Kollege da seinen Tanker umgekippt hatte. Wenigstens hatte er noch direkt hinter der Grenze den Tank randvoll gemacht, sodass der Sprit kein Problem sein dürfte. Es war schon ziemlich dunkel, und er musste auf jeden Fall pünktlich ankommen. *Just in time, was ein Schleim*, brummte Herbert ärgerlich vor sich hin.

Mit links dirigierte er den FL 10, mit rechts fummelte er am Navi, um eine Umgehung zu finden. Das Navi bot ihm an, über Jablonec nad Nisou an Liberec vorbei zu kommen. Herbert gab den Kurs ein, merkte erschreckt, dass der Lastzug anfang, in die Nachbarspur zu wandern und korrigierte erst einmal.

»Nach 400 Metern an der nächsten Einmündung links abbiegen«, sagte das Navi. Der Volvo-Motor heulte auf, als Herbert

hastig herunterschaltete. Rumpelnd bog er mit seinem Gespann von der Schnellstraße ab. Es war reichlich was los auf der Strecke nach Jablonec nad Nisou, was Herbert wieder viel Zeit kostete. In der Stadt selbst ging es dann zeitweise nur im Stop-and-go-Verfahren. Eine Ampel ließ immer nur fünf Wagen durch, und bis ein voll beladener Laster in die Gänge kam, das dauerte seine Zeit. Hinter der Ampel lief es dann besser.

»An der nächsten Ampel rechts abbiegen«, sagte das Navi.

Herbert kommentierte: »Danke, meine Süße.« – und stieg voller Panik in die Eisen. Vor ihm auf der Straße hatte er einen Schatten gesehen, dann stand ein Schäferhund wie eine Salzsäule mitten auf der Straße und starrte geblendet in die Scheinwerfer des Lasters.

Herbert ließ hörbar die Luft durch die Zähne pfeifen und klang dabei wie sein Volvo, der die Luft aus den Bremsen ließ. Herbert hupte, und das Lkw-Nebelhorn jagte den Schäferhund mit einem Affenzahn von der Straße. Herbert legte den ersten Gang ein, setzte den Blinker und bog links ab.

Die Straße war bei Weitem nicht so breit wie bisher und gelegentlich parkten am Straßenrand Autos. Herbert musste ab und an sehr genau zirkeln, damit der Lastzug mit den halbierten Stämmen nicht irgendeinen Rückspiegel mitnahm. Schließlich kam die Ortsgrenze, und Herbert brummte mit seinem Volvo auf einer mittelpträgigen Landstraße weiter. Etliche Ortsdurchfahrten reihten sich aneinander, Tanvald, Desna, Korenov und Rokytnice. Herbert konnte zwar kein tschechisch, aber ihm dämmerte allmählich, dass er wohl nicht so ganz auf dem richtigen Weg war. Er zog den Laster in eine Haltebucht und widmete sich seinem Navi. Es ließ sich auch brav die Zieldaten eingeben, quittierte aber anschließend mit einem »Leider ist hier kein Empfang der Satellitendaten möglich«.

»Du dämliche Kiste«, maulte Herbert, »das hättest du mir auch

früher sagen können.« Er kramte in allen Ablagefächern nach Straßenkarten. *Deutschland Ost, Polen, Frankreich, Luxemburg ...* murmelte er, als er den Kartenstapel durchsah. Aber wo immer er auch wühlte, Tschechien gab es nicht im Kartenmaterial. Inzwischen war es immer später geworden und Herbert sah besorgt auf die Uhr, es ging bereits auf halb eins zu. Er sollte um 8 Uhr am Ziel sein und hatte zunächst mal keine Ahnung, wo er eigentlich steckte.

Der Volvo-Motor brummte inzwischen lauter, die Strecke ging allmählich immer weiter bergauf. Herbert versuchte, im Radio einen deutschen Sender zu finden, aber selbst der komplette Sendersuchlauf brachte nur Rauschen und Pfeifen. Offenbar hing er in einer Ecke fest, in der überhaupt keine Funksignale von irgendwoher durchkamen. Allerdings hatte es sich dann auch mit irgendwelchen Fummeleien an welchen Geräten auch immer, denn die Straße führte nicht nur bergauf, sie wurde auch immer kurviger. Herbert brauchte beide Hände zum Schalten und Lenken. Irgendwann merkte er, dass er allmählich verkrampfte und suchte nach einer Möglichkeit, mal eine Pause einzulegen. Ortschaften waren schon eine ganze Weile nicht mehr gekommen, sodass nur die Hoffnung auf einen breiten Seitenstreifen blieb. Aber Herbert hatte Glück. Im Licht der Scheinwerfer tauchte ein Schild auf, das einen Parkplatz in 500 Metern ankündigte. Herbert zog an der Einfahrt von der Straße und war angenehm überrascht, dass es sich um einen größeren Parkplatz handelte, wo er seinen Lastzug ohne Probleme parken konnte. Er griff sich sein Handy, um in Dolni Vrchlabi anzurufen, vielleicht war ja der Nachtpförtner da. Wenn er Glück hatte, konnte der Nachtpförtner ein wenig Deutsch. Aber so viel Glück hatte Herbert gar nicht erst, das Handy bekam absolut keinen Empfang. *Na, das ist ja eine Überraschung*, dachte Herbert resigniert. Zumindest wollte er die kurze Pause nutzen, um schnell ein Brot zu verspeisen und einen Pott Kaffee zu trinken, denn die Tour strengte mittler-

weile ziemlich an. Er hatte gerade seine Tupperdose aufgemacht und in ein Schinkensandwich gebissen, als er draußen eine Stimme hörte.

»Hallo, ist da jemand in dem Wagen?«

Herbert fiel vor Schreck das Sandwich aus der Hand.

Erschrocken schaute er in die dunkle Nacht und wünschte sich, dass der Vollmond am Himmel stünde. Aber stattdessen war es so stockfinster, wie es in einer Neumondnacht nun einmal ist. Das Licht der Sterne half ihm nicht weiter. Lediglich der Lichtschein aus seinem Fahrerhaus drang nach außen und beleuchtete einen Mann, der in dem fahlen Zwielflicht allerdings kaum zu erkennen war. Herbert blieb vorsichtig und drückte den Knopf der Zentralverriegelung, aber er öffnete das Seitenfenster einen Spaltbreit und fragte: »Was wollen Sie?«

Der Mann antwortete mit seiner ebenso tiefen wie ruhigen Stimme: »Ich habe mich verlaufen und hoffte, dass Sie wissen, wo wir sind.« Gleichzeitig trat er näher an den Laster, sodass Herbert den Mann etwas besser sehen konnte. Er war sehr groß, hatte einen Bart und sein Alter war schwer einzuschätzen. Je nachdem wie das Licht auf ihn fiel, sah er aus wie 45 oder auch wie 65. Er trug dunkle Kleidung und eine Art Lodenmantel, aber alles in dunklen Farben. »Ich möchte nicht die ganze Nacht hier festsitzen«, sagte der Mann in seiner melodischen Stimme.

Herbert hatte nicht den Eindruck, dass der Fremde ein Straßenräuber oder etwas Ähnliches war.

»Ich war im Wald auf Wanderschaft und kam schließlich hier an«, setzte der Fremde hinzu. Herbert hörte einen ganz leichten tschechischen Akzent, ansonsten wirkte der Fremde sehr gebildet. Herbert fuhr die Scheibe ganz herunter, der Fremde trat näher. Herbert fielen dabei die Augen des Fremden im Licht der Fahrerkabine auf. Sie wirkten dunkel und beim Blick in diese Augen hatte man das Gefühl, in einen samtschwarzen Tunnel zu schauen, aber was bei anderen beängstigend hätte wirken kön-

nen, passte zu diesem Mann perfekt. Herbert wusste zwar nicht, warum, aber er fand den Mann durchaus sympathisch. Er schnappte sich eine Taschenlampe, öffnete die Tür des Volvo und kletterte heraus, dabei trat er in das heruntergefallene Sandwich. Der Fremde blieb ruhig stehen, aber in seinen eigenartigen Augen glitzerte es, als er innerlich lachte.

Herbert hatte nicht den Eindruck, dass der Mann gefährlich sei. Er fragte ihn: »Wo wollen Sie denn hin?«

»Ich muss ein Stück höher in die Berge«, sagte der Fremde.

»Ich weiß nicht wirklich, ob ich Ihnen jetzt so weiterhelfen kann. Mein Navi hat hier keinen Empfang.«

»Ja, die Erzadern, die stören hier viele moderne Maschinen«, nickte der Fremde mit dem Kopf. Es war inzwischen recht kühl geworden.

»Sie stehen wohl schon länger hier«, sagte Herbert, »wollen Sie einen Kaffee?«

Der Fremde nahm dankend an und freute sich, dass er etwas Warmes bekommen sollte. Herbert kletterte wieder in die Kabine seines Volvo und kramte im Schlafabteil hinter dem Fahrersitz herum, bis er schließlich noch einen sauberen Becher fand. Er füllte den Kaffee ein und reichte den Becher an den Fremden weiter.

Der war die ganze Zeit neben dem Laster stehen geblieben. »Vielen Dank, mein Freund«, sagte er mit warmer Stimme, »mir ist schon ziemlich kalt geworden.«

Sie tranken schweigend ihren Kaffee. Schließlich fragte Herbert: »Wie geht' s denn nun weiter? Hier stehen wir dumm rum. Wo müssen Sie denn nun hin?«

»Einfach den Berg rauf«, antwortete der Fremde und trat etwas näher, sodass Herbert ihn noch besser sehen konnte. Die Kleidung wirkte zwar altmodisch, aber bestens in Schuss, und dass es keine billige Chinaware war, die der Fremde trug, das erkannte Herbert auch. Er überlegte einen Moment und bot dann an:

»Passen Sie auf, ich nehm' Sie bis zum nächsten Ort mit.«

»Kriegen Sie keine Schwierigkeiten mit Ihrem Chef?«, fragte der Fremde.

Herbert lachte: »Das ist mein Laster, und für mich fahren noch ein paar. Da kann ich schon selbst entscheiden, wer wann einsteigt.«

Der Fremde lächelte, ging um die Volvo-Kabine herum und stieg auf der Beifahrerseite ein.

Herbert warf die Maschine an und steuerte den Laster vom Parkplatz. Die Straße stieg nun immer stärker an und wurde noch kurviger. Die Fahrerei wurde anstrengender, weil es draußen auch immer dunkler wurde, mehr und mehr Wolken zogen sich am Nachthimmel zusammen.

Herbert sagte zu seinem neuen Beifahrer: »Früher mussten die Trucker solche Strecken ohne Servolenkung fahren, bei jedem Schalten mussten sie Zwischengas geben.«

»Oh ja, die Motoren brüllten praktisch«, antwortete der Fremde, »und Muskeln hatten die Fahrer, das war ein Knochenjob. Oder noch früher mit ihren Pferdewagen, damals gab es ja noch nicht einmal richtige Straßen, nur Schotterwege. Und dann gab es auch noch Räuber«, setzte der Fremde nachdenklich hinzu.

»Die Räuber sitzen heute alle im Finanzministerium«, grinste Herbert.

»Aber sie bringen heute niemanden mehr um«, entgegnete der Fremde.

»Sind Sie da sicher?«

Herberts Magen begann zu knurren und erinnerte ihn daran, dass die Essenspause mehr oder minder den Bach runter gegangen war. Als die Straße ein etwas längeres Stückchen geradeaus lief, griff Herbert in die Seitentasche der Tür und holte noch eine Tüte mit Brötchen raus. Er fischte ein Käsebrötchen aus der Tüte und bot dem Fremden auch etwas zu essen an.

»Vielen Dank, das ist sehr freundlich«, antwortete der neue

Beifahrer und griff nach einem Leberwurstbrötchen. Schweigend kauten sie, während Herbert den Holzzug über die kurvige Gebirgsstraße kurbelte.

Es waren knapp 20 Minuten vergangen, als der Fremde sagte: »Da vorne rechts geht ein Weg rein, da muss ich raus.«

Herbert spähte nach vorn, schaltete das Fernlicht ein. In der Tat war rechts ein Einschnitt zwischen den Bäumen erkennbar, man sah ihn eigentlich nur, wenn man darauf achtete. »Wollen Sie wirklich da raus? Das ist doch hier mitten im Niemandsland, soll ich Sie nicht doch zum nächsten Ort mitnehmen?«

»Nein, nein, das ist schon richtig hier. Von hier aus komme ich am schnellsten nach Hause.« »Na gut«. Herbert blinkte, zog rechts rüber und trat auf die Bremse. Zischend hielt der Volvo an. »Machen Sie's gut ... soll ich Sie wirklich nicht zum nächsten Ort ...«

»Es ist alles in Ordnung, hier bin ich richtig. Und Sie«, sagte der Fremde, als er schon die Tür öffnete, »Sie müssen jetzt weiterfahren, dann sind Sie auch pünktlich da«, lächelte der Mann. »Und machen Sie auch mal eine Pause.«

»Ihren Optimismus hätte ich auch gern«, gab Herbert zurück.

Der Fremde lachte, sprang aus dem Laster und schlug die Tür zu. Er winkte noch einmal. Herbert hupte, legte den Gang ein und rollte mit seinem Laster an. Er schaute noch einmal in den Rückspiegel, aber der Fremde war schon nicht mehr zu sehen, er musste wohl in den Wald gegangen sein. *Komischer Vogel*, dachte Herbert, schaltete noch einmal höher und gab Gas, um nicht noch später anzukommen.

Normalerweise wäre Herbert langsamer gefahren, aber er spürte die Zeit im Nacken und trat eher noch mehr aufs Gas. Kurve folgte auf Kurve, immer mehr Warnschilder vor den Kurven sorgten auch nicht dafür, dass Herberts Laune besser wurde. Inzwischen war es bereits nach zwei Uhr morgens. Herbert

merkte, dass er eine Pause brauchte, und fand prompt eine Haltebucht, in die er mit seinem Laster hineinpasste. Er stellte den Motor ab, lehnte sich etwas zurück im Sitz. *Nur einen Moment ausruhen*, dachte Herbert.

Als er wieder aufwachte, war es Viertel nach vier. »Verdammte Hacke«, fluchte Herbert laut. Er hatte fast zwei Stunden verschlafen, jetzt war eigentlich alles zu spät. Er warf den Volvo an und dröhnte so schnell es ging weiter, immer wieder durch Kurven. Die Warnungen waren ihm mittlerweile wurscht. Wieder eine scharfe Kurve. Herbert schnitt rein und dann machte die Kurve zu. Der Laster driftete nach außen. Herbert spürte, wie der Lastzug instabil wurde. Der Anhänger drückte den Volvo noch weiter an den Fahrbahnrand. Herbert brach der Schweiß aus, er stand auf Bremse und Kupplung, um zu retten, was zu retten war. Der Laster zog weiter und weiter an den Rand. Das dauerte zwar nur Sekunden, aber Herbert kam es wie Stunden vor. Er sah sich schon samt seinem Lastzug in den Wald krachen, als der Laster mit einem widerlichen Krachen und Knirschen doch noch stand. Allerdings spürte Herbert, dass eine ganze Menge nicht stimmte. Er merkte, dass der Laster leicht schief stand. Ein Blick in den Rückspiegel zeigte, dass der Anhänger links neben dem Laster in spitzem Winkel stand. Herbert riss die Tür auf, der Motor dröhnte im Leerlauf durch den Wald, die Scheinwerfer beleuchteten zum größten Teil die Bäume auf der anderen Straßenseite. Als Herbert am Heck des Lasters ankam, sah er das ganze Ausmaß der Bescherung. Der Laster war nach rechts gedriftet und der Anhänger hatte nachgedrückt. Jetzt hingen das rechte Hinterrad des Lasters und ein Teil der ersten Achse des Anhängers über den Straßenrand hinaus. Herbert lief um den Hänger herum, um sich anzusehen, wie stark der Laster abgedriftet war. Am Straßenrand konnte er noch im letzten Moment stoppen. Hinter dem Straßenrand ging es abwärts, und fast senkrecht. In der Dunkelheit konnte Herbert nicht erkennen, wie

tief es runter ging, aber von unten drangen die gurgelnden Geräusche eines Bergbaches nach oben. Normalerweise hätte eine Leitplanke die Stelle sichern sollen, aber nur ein paar rostige Stümpfe zeigten, wo die Planke einmal gewesen war.

Herbert stand der Schweiß auf der Stirn. Ihm war blitzartig klar, was für ein Riesenglück er gehabt hatte. Hätte der Hänger vielleicht noch einen halben Meter geschoben, wäre es aus gewesen und er wäre mitsamt seinem Lastzug über den Abgrund gegangen. Herbert zitterte am ganzen Körper, als er sich vorstellte, was hätte passieren können. Er hoffte allerdings, dass irgendein Auto vorbei käme, der Fahrer könnte dann die Polizei und einen Abschlepper holen. Herbert stellte den Motor ab und ging auf und ab, um sich zu beruhigen. Nach einer halben Stunde fühlte er sich besser, aber er merkte auch, dass nichts von anderen Autofahrern zu sehen oder zu hören war. Wie es aussah, war er auf sich selbst gestellt. Er kletterte wieder in den Laster, ließ den Motor an, legte den Gang ein, ließ die Kupplung kommen und gab gefühlvoll Gas. Der Wagen ruckte an, er schüttelte sich, es knirschte. Herbert hörte, wie der Zwillingsreifen der Hinterachse jaulend an der Steinkante drehte. Immer wieder und wieder versuchte er, den Wagen zurück auf die Straße zu rangieren. Der Motor heulte wieder und wieder auf, der Laster ruckelte, schleuderte, wackelte, aber er kam nicht frei. »Verdammt noch mal«, brüllte Herbert, »wieso ist nie Hilfe da, wenn man sie braucht?!« Genau in diesem Moment gab es einen mächtigen Knall, als hätte jemand mit einem gewaltigen Hammer von hinten gegen den Laster geschlagen. Der Volvo machte einen Satz nach vorn und Herbert konnte gerade noch rechtzeitig auf die Bremse treten, bevor der Zug auf der anderen Straßenseite in die Bäume schoss. Jetzt hieß es, den Laster auf die Straße zu steuern, dann langsam weiter. Nach ein paar Hundert Metern kam auch so etwas wie eine Nothaltebucht. Herbert stoppte, schaltete den Warnblinker ein und stieg aus, um die Ladung zu kontrollieren. Mit immer

noch zitternden Knien ging er um den Lastzug und stellte dabei fest, dass die Ladung wie durch ein Wunder noch perfekt gesichert auf dem Laster und dem Anhänger verzurrt war. Ein Blick auf die Uhr zeigte, dass es schon reichlich spät – oder früh – war. Über den Bäumen zeigten sich bereits erste Schimmer der Morgendämmerung.

Die Zeit lief und Herbert kurvte weiter durch die Bergstraßen. Dabei verfluchte er immer wieder, dass er versucht hatte, den Stau zu umgehen. Ihm war klar, dass er trotz Wartezeiten schneller vorangekommen wäre. Und der Fremde, den er aufgabelt hatte ... naja, das war nicht das Problem gewesen, das hatte ihn höchstens eine Viertelstunde gekostet. Es wurde heller, irgendwann meldete sich das Navi zurück und er wusste zumindest endlich, wie er weiter fahren musste. Den Liefertermin um acht konnte er allerdings getrost vergessen, es war inzwischen bereits halb neun, und er hatte Dolni Vrchlabi immer noch nicht erreicht. Nun war ihm Ärger gewiss, eine halbe Stunde überzogen, ok, das ging noch, aber mehr? Wenigstens war er aus den Bergen ein Stück heraus und die Straße lag frei vor ihm. Den Berufsverkehr hatte er ja verpasst, sodass er zügiger vorankam. Etwa 45 Minuten später erreichte er endlich die Stadtgrenze, jetzt noch quer durch den Ort zur Papierfabrik. Als er endlich auf den Parkplatz rollte, zeigte die Borduhr im Volvo 9:53 Uhr. Es war wenig los, kaum Autos auf dem Parkplatz, als er vor dem geschlossenen Tor anhielt. Herbert hupte, aber das Tor öffnete sich nicht. Er sprang aus dem Laster, ließ den Motor aber laufen. Am Tor spähte er in die Pfortnerkabine, die sich allerdings durch gähnende Leere auszeichnete.

Hinter ihm fuhr ein Wagen auf den Parkplatz. Herbert dreht sich um und sah, wie sich Jiri, der Geschäftsführer, aus seinem Skoda Superb schälte. Jiri kam auf Herbert zu: »Na, du bist ja früh dran. Ich hätte nach dem Mordsunfall in Liberec nicht er-

wartet, dass du überhaupt halbwegs pünktlich kommst.«

Herbert fragte sich, ob Jiri einen dummen Witz machte, was ihm allerdings gar nicht ähnlich sah.

»Übrigens«, sagte Jiri gerade in seinem tschechischen Akzent, »schalt den Motor ab. Das ist hier zwar ein Industriegebiet, aber deshalb musst du deinen Laster ja nicht dröhnen lassen.« Herbert schaute Jiri an: »Sag mal, ich weiß ja, dass ich verdammt spät dran bin, aber deine Sprüche brauche ich wirklich nicht. Mir reicht es schon, wenn ich eine Konventionalstrafe aufgebremst bekomme, das wird schon teuer genug.«

Jiri schaute Herbert an und setzte dabei einen Blick auf, der klar zeigte, dass er sich fragte, ob ihm etwas Wichtiges entgangen sei: »Was erzählst du da von einer Konventionalstrafe und du bist zu spät dran. Es ist Viertel nach sieben!«

»Willst du mich veralbern«, antwortete Herbert und hielt Jiri seine Uhr unter die Nase. »Siehst du das, 10 Uhr 12!«

Jiri lachte: »Du solltest mal die Batterie wechseln. Oder hat Rü-bezahl persönlich an deiner Uhr gespielt? Du weißt doch, der Bursche geistert hier bei uns in der Gegend herum.« Laut lachend hielt Jiri seine Uhr hoch: »7 Uhr 17, noch Fragen? Ich mach dir das Tor auf, dann kannst du die Fuhre schon mal zur Sägerei karren.«

Herbert sah auf Jiris Uhr und traute seinen Augen kaum. Sie zeigte tatsächlich 7 Uhr 17. Herbert verstand die Welt nicht mehr, er hatte die Nachttour gemacht, seit Stunden fuhr er im Hellen, es konnte unmöglich noch so früh sein. Kopfschüttelnd stieg er in den Volvo und warf einen Blick auf die Borduhr. Ihn traf bald der Schlag, als er auch dort als Uhrzeit 7 Uhr 18 sah. Herbert hatte das Gefühl, dass er in einem merkwürdigen Traum feststeckte. Er legte den Gang ein, während ihm Jiri das Tor öffnete. Der schwere Volvo rumpelte aufs Werksgelände und verschwand hinter einer großen Fabrikhalle.

Oben auf dem Berg stand ein Mann, der wuchs und wuchs,

während er dabei durchsichtiger wurde. Er schien zu grinsen und wer genau hinhörte, der vernahm eine Stimme, die murmelte: »Danke für das Brötchen und den Kaffee.«

Eine Reise in die Anderwelt

Es war einer dieser späten Herbstabende. Draußen war es bereits dunkel und der Sprühregen nässte die Scheiben des Computerladens ein. Nur noch der Besitzer war im Laden, aber auch er bereitete sich darauf vor, für heute Feierabend zu machen. Ein schneller Blick auf die Uhr: 20 Uhr durch, Kundschaft war nicht mehr in Sicht. Der Ladenbesitzer schloss die Kasse ab und schaltete noch schnell die Bildschirmserie im Schaufenster auf Nachtbetrieb. Die Webcam legte er auf den großen Flachbildschirm in der Mitte. Unter dem Ladentisch surrte leise der Lüfter des PCs, der die Bilder von der Webcam übers Netzwerk auf den Bildschirm schaufelte. Noch ein rascher Blick in die Runde, während der Ladenbesitzer sich seinen Mantel anzog. Er ging zur Tür, öffnete sie und löschte das Licht, sodass der Laden nur noch von ein paar Kontrolllämpchen an den Maschinen und den Bildschirmen im Schaufenster erleuchtet war. Der Ladenbesitzer ging hinaus in den kalten Nieselregen. Als er die Tür hinter sich zudrücken wollte, riss ihm auf einmal ein gewaltiger Windstoß die Tür aus der Hand. Sie schlug mit dem Metallrahmen krachend gegen die Wand und der Windstoß fuhr geradewegs in den Laden. Erschrocken fluchte der Ladenbesitzer, schnappte sich die Tür und drückte sie zu. Danach schloss er ab und begab sich – immer noch leise murrend wegen des Schrecks – nach Hause.

Der Laden lag ganz ruhig in der Dunkelheit, nur ein paar einzelne Kontroll-LEDs glühten als grüne und rote Punkte in der Dunkelheit. Wenn man ganz genau hinhörte, war ein leises Rascheln zu vernehmen. Es schien, als bewegte es sich durch den Raum, mal hierhin, mal dorthin, mal war es vor einer Kontrollleuchte, dann vor einem der toten Bildschirme. Es glitt an den Wänden entlang, bewegte sich schließlich auf einen Verteilerknoten für ein Computernetzwerk, einen Hub, zu. Dort verstummte das Rascheln für einen Moment, das nächste Geräusch

war ein leises Zischeln und Britzeln. Die Kontrollleuchten im Raum glühten für einen kurzen Moment etwas heller, die Bildschirme im Schaufenster zeigten ein kurzes elektronisches Zittern.

Rübezahl sah sich um: Er stand in einem Gang mit sehr glatten Wänden, die aussahen wie matt poliertes dunkles Eisen. An den Seiten fanden sich fünf Türen, die genau so aussahen wie die Tür, durch die er den Gang betreten hatte. *Mal sehen, wo es hier hingeht*, dachte der Geist und ging nach links. Nach einer Weile kam wieder eine Tür, dahinter lag eine Halle mit Türen an allen Seiten, sogar auf dem Boden und im Dach. Eine Tür leuchtete so wie die, durch die er in den Raum gekommen war, die anderen waren dunkel. Die erleuchtete Tür allerdings lag über Rübezahl, sodass er seine Kräfte einsetzen wollte.

Der Schreck fuhr ihm durch die Glieder: So sehr er sich bemühte, nichts tat sich, keine Bewegung durch den Raum, er versuchte voller Panik, sich in verschiedene Vögel zu verwandeln, einen Raben, eine Elster, schließlich in so etwas Kleines wie eine Schwalbe. Aber auch hier: kein Resultat. Schließlich sprang er entnervt, um an die Tür zu kommen, weil er hoffte, dass er hinter der Tür Hilfe finden möge. Im Sprung spürte er, dass er sich drehte und schließlich in der Luft vor der Tür stand. »Magie, die stärker ist als meine? Hier? In meinem Revier?« Rübezahl konnte es nicht fassen.

Schließlich öffnete er die Tür und trat hindurch. Er fand sich auf einem Bahnhof wieder, ständig hielten Wagen, öffneten die Türen, schlossen sie und rasten davon. Ein neuer Wagen fuhr ein, dieses Mal ohne Fenster. Die Türen öffneten sich und eine unglaubliche Flut von Briefen ergoss sich auf den Bahnsteig. Rübezahl ergriff einen der Briefe, der mit dem Worten begann »Dear Sir, friendly welcome to you. I am the daughter of former

foreign minister of Nigeria. My father musted left the country and had an account with 15 million dollars ...« Weiter kam er nicht, denn jemand riss ihm den Brief aus der Hand. Rübzahl schaute verdutzt auf, vor ihm stand ein kleiner Mann mit einer Mütze, an der ein Fernglas aus Metall als Abzeichen prangte. Der kleine Mann schnappte den Brief und warf ihn in einen Sack, wo er schon in Sekundenschnelle alle anderen Briefe hineingepackt hatte. »Hallo«, rief der Berggeist, »wer bis ...«, weiter kam er nicht. An der Decke des Bahnhofs hatte sich eine Luke geöffnet, durch die der kleine Mann in Windeseile verschwunden war. *Und die Leute sagen immer, dass ich unfreundlich sein kann*, dachte Rübzahl. Wieder kam ein Wagen im Bahnhof an. Als sich die Tür öffnete, sprang Rübzahl hinein. Die Tür schloss sich und in null Komma nichts raste der Wagen in den Tunnel davon. Der Berggeist kannte sich natürlich mit extremen Geschwindigkeiten aus, aber in diesem Wagen im Tunnel wurde selbst ihm schwindlig. Bevor sich dieses Gefühl weiter ausbreiten konnte, kam der Wagen bereits in einem anderen Bahnhof zum Stehen. Rübzahl stieg aus und sah sich um. Das musste jetzt schon ein Hauptbahnhof sein. Überall gab es Bahnsteige, ständig kamen und fuhren Wagen ab, und Rübzahl fiel zum ersten Mal auf, dass viele Wagen verschiedene Zeichen trugen: ein schlecht gemaltes Tor, ein rotes Y oder ein T in einem sehr komischen Rotton, den er sonst noch nirgendwo gesehen hatte.

Er stieg in einen anderen Wagen, und wieder – Rumms – war er in einem anderen Bahnhof angekommen. Hier gingen drei Türen vom Bahnsteig ab. Rübzahl wollte dieses Mal absichtlich ausprobieren, ob und wie er die Tür an der Decke erreichen konnte. Er setzte sich in Bewegung, prompt drehte sich der Raum um ihn und er stand vor der Tür. Sie öffnete sich, der Berggeist trat hindurch – und stand in einem schmalen Gang. So weit er sehen konnte, war auf der Türseite eine normale Wand, auf der anderen Seite aber eine Mauer aus roten Backsteinen, die

sich nach rechts und links zog, so weit er sehen konnte. Direkt vor sich erblickte er eine Stahltür. Er wollte sie öffnen, als er eine Stimme hörte: »Bitte warten, die Firewall fragt ab, ob Sie Zugang zum System erhalten.« Kurz darauf kam dieselbe Durchsage noch einmal. Rubezahl begann sich zu langweilen. In dieser merkwürdigen Welt – das hatte er schon gemerkt – funktionierten seine Kräfte nicht so, wie er es kannte. Deshalb probierte er sehr vorsichtig, ob er einfach durch die Wand gehen konnte. Einen Moment später stellte er fest: Es ging. Hinter der Wand fand er wieder eine Halle mit Türen an allen Seiten. Kaum hatte er einen Schritt nach vorn gemacht, brach lautes Geheul los und eine Stimme rief: »Eindringlingsalarm, Eindringlingsalarm, Eindringlingsalarm.« Eine Tür öffnete sich, eine große Zahl von Männern in weiß-roten Uniformen drängte in die Halle. Rubezahl sah, dass auf den Uniformen die Buchstaben A und V zu lesen waren.

Die Uniformierten stürmten auf ihn zu, holten Geräte aus Taschen in ihren Anzügen und fuhren damit an Rubezahl entlang, der diese Leute allmählich lästig fand. Er hob kurz die Hand ... und nichts geschah. *Merkwürdig*, dachte der Berggeist, *eigentlich hätten sie jetzt alle vom Sturm weggeweht werden müssen*. Aber nichts war geschehen. Die Uniformierten wieselten immer weiter um Rubezahl und rückten ihm mit ihren piependen und summenden Geräten immer näher auf den Pelz. »Identifizieren Sie sich«, schnarrte einer der Männer den Berggeist an. Doch Rubezahl brachte nur ein »... äh ...« über die Lippen. Da packten ihn die Männer schon und schoben ihn zu einer großen Tür, rissen sie auf, stießen Rubezahl hinein und schlugen die Tür hinter ihm zu. Da stand er nun inmitten einer Gitterzelle. Die Schilder an den Gittern sagten »Quarantäne«, soviel konnte er auch aus dem Käfig heraus feststellen. Er erinnerte sich an das Erlebnis mit der Wand und versuchte, durch die Käfigstangen zu treten, was reibungslos klappte. Wieder stand er in der Halle mit den vielen Türen, wieder rannten die uniformierten Männer auf ihn zu,

aber diesmal ließ sich der Berggeist nicht mehr so einfach einfangen. Er lief in Richtung der nächstgelegenen Wand und rannte einfach hindurch.

Er fand sich in einem Gang wieder mit schwarzem Fußboden und blauen Wänden. Auf dem Boden waren weiße Punkte aufgemalt, sehr akkurat. Hier schien es Rübezahl doch angenehmer zu sein als in der Halle mit den Uniformierten. Er lief den Gang entlang, als ihm der Schreck in die Glieder fuhr. Um die Ecke herum war ein großer gelber Ball gekommen, der offenbar auch noch über einen Mund verfügte. Dieser Ball fraß die Punkte vom Boden! Rübezahl drückte sich an die Wand so eng er konnte, aber es gab kein Entkommen, der Ball ließ keinen Platz an den Seiten. Er kam näher und näher und verschluckte schließlich sogar Rübezahl. Direkt danach fand sich der Berggeist in einer Art Gefängnis wieder, um ihn herum tanzten wilde Augenpaare. Rübezahl verließ dieses Gefängnis einfach durch die Wand und lief nur noch geradeaus, quer durch alle Wände. Wenn er es wollte, dann klappte das auch. Es hatte anfangs offenbar nur deshalb nicht funktioniert, weil er gar nicht auf die Idee gekommen war, durch diese Wände gehen zu können. *Na, das ist doch wenigstens etwas*, dachte Rübezahl zufrieden. Schließlich hatte er wieder den Bahnhof erreicht und sprang in den nächsten Wagen, der vorbei kam.

Nach den Erfahrungen, die er bisher gesammelt hatte, blieb Rübezahl zunächst in seinem Wagen und fuhr durch verschiedene Bahnhöfe. Jeder sah anders aus als der vorige, er sah graue Bahnhöfe, schwarze, blaue, aber auch sehr bunte, schließlich kam er in einen hellgelben Bahnhof. Auf den Wänden befanden sich glitzernde Sterne, gelegentlich sauste ein Pfeil durch den Raum, dessen Ende merkwürdig weich hin und her schlenkerte. Der Pfeil hinterließ seinerseits auch funkelnde Sterne, die bei jeder Bewegung aus der Spur des Pfeils zu Boden rieselten. Diese

Umgebung erschien Rübezahl doch schon erheblich freundlicher, sodass er es riskierte, den Wagen zu verlassen. »Herzlich willkommen im Katzenwaisenhaus zur sonnigen Wiese«, sagte eine freundliche Stimme.

Na bitte, es geht also auch freundlich, dachte der Berggeist bei sich. Als er sich umsah, lächelte er unwillkürlich, als ihn überall offene Türen begrüßten, die förmlich dazu einluden, zu erkunden, was hinter ihnen lag.

Er trat durch eine der Türen und wurde geradezu stürmisch von allerlei Katzen begrüßt. Schwarze, weiße, gestreifte, große, kleine, Katzen über Katzen. Ausgerechnet Katzen! Wenn Geister bei einem Wesen aus der realen Welt vorsichtig sind, dann immer bei Katzen. Diese pelzigen Schnurrer spürten offenbar immer die Anwesenheit eines Geistes, egal, wie perfekt er sich getarnt hatte. Hunde waren da viel einfacher, man musste schon sehr nachlässig sein, um von einem Hund aufgespürt zu werden, und Menschen ... denen musste ein ordentlicher Geist schon praktisch ins Gesicht springen, wenn er wollte, dass ein Mensch ihn bemerkte. Seitdem er wieder zurück war, schien diese Blindheit der Menschen noch zugenommen zu haben. Schon früher war er kaum einem Menschen aufgefallen, wenn er es nicht wollte. Aber jetzt, mit all dieser modernen Technik, die ihn zunächst schockiert hatte, als er nach langer Zeit wieder zu den Menschen zurückgekehrt war, waren sie noch blinder und verließen sich ganz offensichtlich vor allem auf ihre Technik. Und was diese Technik nicht anzeigte, das war für die Menschen wohl auch nicht vorhanden. Nur die Katzen waren so, wie er sie in Erinnerung hatte: immer wachsam, immer mit einem Bein in der Geisterwelt zu Hause. Und so waren auch die Katzen, auf die er hier gestoßen war. Sie nahmen ihn wahr, sie kamen heran, aber sie waren sehr freundlich, strichen um seine Beine, schnurrten und ließen sich sogar streicheln. Als Rübezahl die Katzen streichelte, stutzte er. So hatte sich noch kein Katzenfell angefühlt. Glatt, fast

wie eine Fläche, nicht aber wie ein Haarpelz. Vorsichtig zog sich der Berggeist zurück. Die eigenartigen Katzen hatten allerdings kein großes Interesse und folgten ihm nicht weiter. In einer anderen Welt sah ein Mädchen erstaunt auf ihren Bildschirm. Sie wunderte sich sehr, was dieser merkwürdige Mann dort zwischen all den Spielzeugkatzen gemacht hatte, die sie extra für ihre Website fotografiert hatte. Rübezahl zog sich zur selben Zeit in den Bahnhof zurück und stieg in einen der Wagen. So ganz geheuer war ihm dieser Besuch bei den eigenartigen Katzen nicht gewesen.

Der nächste Bahnhof, an dem Rübezahl ausstieg, war schon wieder etwas größer, Wagen kamen und gingen. Als er den Bahnsteig verlassen hatte, flatterten Fledermäuse über ihn hinweg, sanfte, aber unheimliche Musik erklang, sie kam von keinem bestimmten Ort und war einfach da. Rübezahl ging durch eine Galerie mit zahlreichen Spiegeln. Und obwohl er allein war, sah er in jedem Spiegel einen Geist, wunderschöne Frauen darunter, die ihn anlächelten und dabei spitze Zähne entblößten. An einem glitzerte wie ein Rubin ein Blutstropfen. Aus einem anderen schauten ihn ernst zwei Männer an, einer trug eine Art goldfarbenen Pullover, der andere einen blauen. *Dieser Mann*, dachte Rübezahl, *musste ein Kobold sein, der spitzen Ohren wegen.*

Echte Geisterspiegel, dachte der Berggeist bei sich und begann, sich bei den Spiegeln schon ein wenig heimisch zu fühlen. Nach einer Weile allerdings machte es ihm nicht mehr so viel Spaß, zwischen all diesen in Spiegeln eingeschlossenen Geistern umherzuwandern. Eigentlich wollte er diese merkwürdige neue Welt endlich verlassen. Und kaum hatte er den Wunsch gedacht, fühlte er sich weggesaugt und raste durch Gänge, mal größer, mal enger, durch Hallen, schneller, immer schneller.

Eine letzte rasante Kurve, dann plopte es – angesichts der rasanten Fahrt ein jämmerlicher Schlusston, und er fand sich in einem Geschäft wieder, vor einem Regal, in dem zahlreiche Kästen

mit eigenartigen Knöpfen und Schlitzten standen. Er hatte mal irgendwann Menschen gehört, die solche Kästen »Computer« nannten. Gedankenverloren stand er vor dem Regal, als ihn eine Frau ansprach. Rübezahl zuckte zusammen, denn er hatte überhaupt nicht gespürt, dass noch jemand anwesend war. »Rübezahl«, sagte sie, »was machst du denn hier? Wir dachten, du wärst völlig verschwunden und würdest nie mehr zurückkommen.« Rübezahl erschrak, denn die junge Frau hatte ihn erkannt. »Mit kurzen Haaren erkennst du mich wohl nicht«, lachte sie. Irgendwie kam sie Rübezahl schon bekannt vor, aber er wusste nicht, wo er sie einordnen sollte. Schließlich fragte er: »Wer bist du?«

»Lorelei!«

GAME OVER

Flug 414

»LAC 414 an Tower Bratislava, bestätige Höhe 28.000 Fuß, gehe auf Kurs 270, Over.« Flugkapitän Richard Köhler drückte kurz die Sprechtaaste am Mikrofon.

»Tower Bratislava an LAC 414, Freigabe für Kurs 270, guten Flug«, krächzte es aus den Kopfhörern.

Köhler lehnte sich zurück und sagte zu seinem Kopiloten: »So, Michael, jetzt werden wir mal ein bisschen abkürzen.«

Kopilot Michael Strehlauer zog fragend die Augenbrauen nach oben. »Beim Riesengebirge gibt es eine Störung, wir sind dann nicht mehr genau auf dem Radar zu erkennen. Und deshalb gehen wir jetzt übers Naturschutzgebiet, das spart Sprit und Zeit. Und damit stehen wir beim Chef mal wieder bestens da.«

Strehlauer fragte: »Woher soll denn die Störung kommen? In den Karten ist nichts verzeichnet.«

»Kenne ich aus meiner Zeit als Militärpilot«, grinste Köhler zurück und schaltete den Autopiloten ein.

Strehlauer schaute ihn fragend an.

»Hab da ein kleines Sonderprogramm drin«, grinste Köhler.

Rübezahl schwebte wieder einmal über seinem geliebten Riesengebirge. Dass die Menschen große Teile davon zu einem Naturschutzgebiet umgewandelt hatten, gefiel ihm sehr gut. Die Tiere, die ihm alle sehr am Herzen lagen (auch Geister können ein Herz haben), fühlten sich viel wohler. Es gab viel weniger Jäger, dafür aber mehr Leute, die mit einer Kamera unterwegs waren, um die Tiere zu fotografieren. Rübezahl musste seinen Tieren immer wieder erklären, dass die Menschen mit den Kästen in der Hand nicht gefährlich waren. Er konnte natürlich verstehen, dass die Rehe, Hasen oder Wildschweine vorsichtig blieben. Über Generationen hatten ihnen ihre Vorfahren immer wieder eingepägt: »Nehmt euch vor den Menschen in acht.« Rübezahl dachte zurück an die Zeit, als die Franzosen hier gewesen waren,

als dieser kleine Mann aus dem Mittelmeer versucht hatte, ganz Europa zu beherrschen. Vor allem dieser Sergeant DuQuesne war eine echte Gefahr gewesen. Er hatte immer wieder Trupps von Soldaten durch die Wälder des Riesengebirges geführt und mit seinen Soldaten auf alles geschossen, was sich bewegte. Und dann ließen diese Männer die Kadaver einfach liegen. Rübezahl fühlte, wie der Ärger ihn wieder ergriff. Menschen, die Tiere töteten, um essen zu können – gut, das war der Lauf der Welt. Aber einfach töten, um daran Spaß zu haben ...?

Rübezahl schob den Gedanken weit von sich. Es war ein sonniger Tag, er schwebte über seinem Riesengebirge und ließ sein Auge schweifen, mal hierhin, mal dorthin. Dabei passte er allerdings auf, dass keine Menschen in der Nähe waren. Die Tiere waren seit Urzeiten gewöhnt, dass ab und an ein geisterhaftes Auge auftauchte, aber Menschen konnten dabei doch sehr erschrecken. Und schlimmer noch: Sie neigten dazu, wenn sie das Auge gesehen hatten und schreiend davon gelaufen waren, in großer Zahl zurückzukehren, um herauszufinden, was passiert war. Und Rübezahl legte nun nicht gerade großen Wert auf Publicity, sondern schätzte seine Ruhe. Während er noch seinen Gedanken nachhing, begann die Luft um ihn herum zu vibrieren, sie schlug regelrechte Wellen. Rübezahl wurde herumgewirbelt und dann donnerte etwas Großes an ihm vorbei. Der Berggeist hatte alle Hände voll damit zu tun, seine Fluglage wieder zu stabilisieren. Dann schaute er in die Richtung, in die das Donnern verschwunden war. Dort sah er ein großes Flugzeug, das über seinem Naturschutzgebiet nichts, aber auch gar nichts zu suchen hatte. Jetzt war Rübezahl sauer, sehr sauer.

Der Berggeist drehte kurz bei und jagte hinter dem großen Flugzeug her. Er spürte für einen Moment die heißen Abgase, die die Maschine ausstieß. Dann war er auch schon daran vorbei und schwebte vor dem Flugzeug.

In der Maschine fragte Kopilot Strehlauer: »War da so etwas wie eine Turbulenz?«

Köhler schaute kurz auf die Anzeigen: »Nicht wirklich, der Tower hat auch keine Wetterüberraschungen angekündigt.«

»Aber da war irgendetwas«, beharrte Strehlauer auf seinem Standpunkt.

»Komm Michael, du siehst Gespenster, da war nichts.«

In diesem Moment sackte die Maschine 100 Meter durch. Im Cockpit schoss alles, was nicht niet- und nagelfest war, nach oben, die verblüfften Piloten sahen einen Wust fliegender Blätter um sich herum.

Köhler griff hastig nach dem Schalter für den Autopiloten, um den Vogel manuell aufzufangen.

Strehlauer griff zum Funkgerät.

»Michael, lass das bleiben«, rief Köhler entgeistert, »wenn du jetzt die Luftleitstelle anfunkst, dann fragen die, wo wir sind. Und diesen Turn hier möchte ich denen nicht erklären.« Unsicher senkte Strehlauer die Hand mit dem Funkgerät.

Köhler trimmte die Maschine derweil aus und zog sie wieder auf die ursprüngliche Flughöhe.

Rübezahl schwebte weiter unsichtbar vor dem Flugzeug und hatte seine schwere Geisterhand gerade zurückgenommen. »Was passiert wohl, wenn ich das mache?«, dachte er und schob seine Hand unter die rechte Tragfläche. Im Cockpit tönten die Alarmer, diverse Lämpchen leuchteten hektisch, Köhler trat die Pedale zur Trimmung und zog am Steuerknüppel. Der schwere Vogel hielt jedoch zunächst die rechte Seite oben. Als dem Kapitän die Schweißperlen auf die Stirn traten, kippte die rechte Seite der Maschine urplötzlich ab und Köhler hatte alle Hände voll zu tun, um sein Flugzeug in die Waagerechte zu bringen.

»Tank 2 ist leer«, meldete sich Strehlauer hektisch.

»Unmöglich,« reagierte Köhler. Aber sein Blick auf die Tankanzeige bestätigte die Aussage seines Kopiloten. Die Nadel stand

bei »Empty«.

Im elektronischen System des Flugzeugs tauchte Rübzahl inzwischen durch die Platinen, sein kürzlicher Ausflug in die Welt der Computer kam ihm dabei sehr zu Hilfe. Ein kleiner Impuls hier, und beide Piloten rissen sich entsetzt die Kopfhörer herunter, als irgendein auf Heavy Metal spezialisierter Radiosender mit voller Lautstärke im Funksystem zu dröhnen begann.

»Verdammt noch mal, Richard, die Kiste ist doch erst vor drei Tagen gecheckt worden«, kreischte ein sichtlich entnervter Michael Strehlauer, »was zum Kuckuck ist das hier?!?« Köhler hatte gar nicht erst die Zeit, eine Antwort zu geben, weil der Feueralarm losging. Das Backbord-Triebwerk stand in Flammen – zeigte zumindest der Feueralarm an. Köhler sah hektisch aus dem Cockpitfenster und geriet völlig durcheinander. Die Tragfläche war da, das Triebwerk war da, die Maschine lief, aber kein Feuer war da. Das Triebwerk sah ganz genau so aus, wie es ein voll funktionstüchtiges Triebwerk eben tun sollte.

In diesem Moment fuhr das Fahrwerk aus. Köhler und Strehlauer, deren schicke Pilotenhemden mittlerweile durch großflächige Schweißflecken verziert wurden, nahmen die Maschine sofort auf andere Geschwindigkeit und Trimmung, damit die Veränderung der Aerodynamik durch das Fahrwerk den Vogel bei immerhin knapp 800 km/h nicht ins Schlingern brachte. Das Ergebnis der Bemühungen: Die Nase stieg steil an, denn die Fahrwerksanzeige leuchtete zwar, aber das Fahrwerk war drin.

Und der Feueralarm jaulte während all dem munter weiter.

Hätten die Piloten hinter das zentrale Steuerpanel schauen können – und wären sie in der Lage gewesen, in die Anderwelt zu schauen, sie hätten ihren Augen nicht getraut, denn aus ihrer Sicht hätte ein etwa 40 cm großer Mann mit gepflegtem Vollbart und einer Art grauem Nachthemd hinter dem Panel gesessen

und vor sich hin gemurmelt: »Da zupfe ich hier, mache das dort mal lose, es passiert ne ganze Menge, der Pilot macht sich in die ...« Und genau das geschah in diesem Moment.

Köhler griff zum Mikrofon: »Hier ist LAC 414 Mayday, Mayday. Wir haben Systemausfälle, die Maschine reagiert nicht mehr auf die Steuerung«, wobei sich Köhlers Stimme förmlich überschlug.

Rübezahl fing den Notruf auf und sorgte für kräftige Störungen. »Wir wollen doch nicht, dass irgendjemand hier nachschaut, was denn passiert«, murmelte er dabei in seinen Geisterbart. Und schon kam ihm eine Idee. Er rief ein Storchenpaar zu sich und erklärte den Vögeln, was er von ihnen wollte. »Geht in Ordnung«, sagte Papa Storch. »Aber nur eine halbe Stunde, wir müssen unsere Kleinen dann füttern«, setzte Mama Storch hinzu.

Rübezahl war diese Idee mit »Die Kleinen füttern« irgendwie nie so recht nahe gekommen. Als Berggeist brauchte er nun mal nichts zu essen, und wenn er etwas aß, dann nur, weil Menschen dabei waren, die er verkleidet besuchte. Er wollte schließlich nicht, dass sich jemand wunderte, wenn da ein Mann war (oder eine Frau, das hatte er auch schon mal gemacht), kurz gesagt: ein Mensch eben, der weder essen noch trinken musste. So etwas zog Fragen nach sich, die der Berggeist gar nicht erst aufkommen lassen wollte.

Er dehnte nun seine Sphäre auf das Storchenpaar aus. Beide Vögel begannen zu wachsen, zogen sich in die Länge und veränderten ihre Form. Nur eine Minute später sahen die Piloten des arg gebeutelten Transportfliegers rechts und links neben der Maschine zwei Jagdflugzeuge auftauchen.

»Ist das eine Typhoon?«, fragte Strehlauer.

Köhler schaute aus seinem Seitenfenster: »Sieht mir mehr nach MiG oder Suchoi aus«, antwortete er.

Eins war klar, solche Jäger hatten beide Piloten in ihrer ganzen

Karriere noch nie gesehen. Die Maschinen waren lang gestreckt, die Tragflächen trugen ein schwarzes Muster mit hellen Tarnflecken am hinteren Ende, die Rümpfe waren weiß, lediglich die Nase zeigte sich in leuchtendem Rot. Auf dem Seitenleitwerk standen die Registriernummern »RZ 01« und »RZ 02«. Das Merkwürdigste war aber, dass die Pilotenkanzeln vollständig aus geschwärztem spiegelndem Glas bestanden.

So sehr sich Köhler bemühte, er konnte weder den Piloten erkennen noch überhaupt durch das Glas schauen. »Das ist doch nicht normal«, murmelte der Pilot. Er war sich ganz sicher, dass er zumindest durch die Kanzel hätte hindurchsehen müssen, aber so sehr er sich bemühte, es fehlte der Durchblick.

Ebenso merkwürdig war: egal, welche Frequenzen die Piloten am Funkgerät einstellten, außer einem Krächzen und Klappern war nichts zu vernehmen. Die beiden Jagdflieger gaben mittlerweile unmissverständlich zu erkennen, dass der Frachtflieger in den Sinkflug gehen sollte. Beide Jäger wackelten mit den Flügeln, einer zog nach unten, der andere setzte sich über den Frachter. Köhler und Strehlauer folgten den Maschinen. Am Ziel des Sinkfluges wartete allerdings die nächste böse Überraschung: Ein kleiner Flughafen mit einer Betonpiste, die von der Länge gerade ausreichen würde, um die Kiste unbeschadet zu landen.

Im Tower des Regionalflughafens von Benecko Dvur saß Karel Verecec und hatte Funkdienst. Er schlürfte gerade die dritte Tasse Kaffee in dieser Schicht. Er hörte ein Geräusch, das immer lauter wurde. Als er sich umdrehte, um nach der Ursache des Geräusches zu sehen, fiel ihm vor Schreck die Kaffeetasse aus der Hand und zerplatzte mit einem lauten Knall auf dem Fußboden des Towers. Entsetzt sah Verecec einen großen Frachtflieger immer näher und tiefer kommen, der von zwei Jagdmaschinen begleitet wurde. Der Frachter zog tiefer, hatte das Fahrwerk drau-

ßen und setzte zur Landung an, die beiden Jäger drehten ab.

Geistesgegenwärtig griff sich der Fluglotse das Kopfhörer-Headset mit dem eingebauten Mikrofon und jagte durch alle Frequenzen, um den Frachterpiloten zu rufen. »Benecko Dvur Tower an nicht identifiziertes Frachtflugzeug, durchstarten, durchstarten!«

Pilot Köhler hörte die Aufforderung, aber wenn er etwas nicht wollte, dann war es eine Rückkehr in die Höhe mit einer Maschine, in der die Elektronik offenbar machte, was sie wollte. »Durchstarten nicht möglich«, funkte er zurück. »Haben schwere Defekte in der Elektronik, wir müssen hier runter.« Der Pilot dachte außerdem an die beiden eigenartigen Jagdflieger, denen er in der Luft nun auch nicht noch einmal begegnen wollte.

Der Frachter schwebte unterdessen immer tiefer herein, Pilot Köhler setzte ihn direkt am Anfang der Piste auf und gab alles an Klappen und anderen Bremsmöglichkeiten. Mit Müh und Not kam er am Ende der Piste zum Stehen. Inzwischen waren Polizei, Feuerwehr und ein Krankenwagen angekommen, die der Fluglotse vom Tower aus alarmiert hatte. Die Wagen kamen am Flugzeug zu stehen, das Personal des kleinen Flughafens hatte eine Leiter herangerollt, über die Köhler und Strehlauer ihre Maschine verlassen konnten. Die Polizisten, Feuerwehrleute und Rettungssanitäter staunten nicht schlecht, als zwei Nervenbündel mit durchschwitzten Hemden die Treppe hinunter wankten.

Am wolkenlosen Himmel flogen derweil zwei Störche wieder in Richtung ihres Nestes. Es war wirklich höchste Zeit, die Jungen zu füttern. Und noch ein Stückchen weiter dachte ein Berggeist zufrieden: »Den Herren dürfte die Lust auf Abkürzungen vergangen sein.«

Die Schilder, die Nägel und die Bäume

Durch den Wald auf dem Riesengebirge erklingt ein Hämmern und Klopfen. Schauen wir doch einmal hin, wer diesen Lärm macht. Auf einem Parkplatz parkt ein silbergrauer Skoda, zehn Meter davon entfernt steht ein kleiner Mann mit groben Schuhen, einer Jeans, einem roten Hemd und einer Jägerweste. Er nagelt gerade ein Holzschild an einen Baum. »Naturschutzgebiet« steht auf dem Schild, auf Tschechisch, Polnisch, Englisch, Französisch und Deutsch. Darunter ist ein Zeichen, das einen Tanklastwagen zeigt, der durchgestrichen wurde. Der kleine Mann ist gerade mit dem Nageln fertig geworden, tritt ein paar Schritte zurück und betrachtet zufrieden sein Werk. In der Rinde der uralten Buche ist das Schild festgenagelt. An der Stelle, an der der Nagel im Baum steckt, tritt Harz aus, als ob der Baum blutet.

Der kleine Mann dreht sich um und geht zu seinem Skoda. Er steckt den Schlüssel ins Schloss des Mietwagens, als er hinter sich ein dumpfes »Plock« hört. Der Mann dreht sich um und sieht, dass das Schild, das er gerade an die Buche genagelt hat, auf dem Boden liegt, die Wunde des Baums verschließt sich währenddessen immer mehr mit Harz. »Godverdomme«, flucht der Mann und geht zur Buche, vor der das Schild liegt. Er hebt es auf, sieht es an, stellt es achtlos an den Baum und geht zum Auto zurück. Dort holt er einen Hammer, geht zum Schild und tock, tock, tock, hängt es wieder an der Buche.

Der Mann weiß nicht, dass er beobachtet wird. Er ahnt auch nicht, dass der Beobachter nur ein paar Meter hinter ihm ist, direkt am Wagen. Der Mann wirft einen Blick auf das Schild, geht zum Auto, setzt sich hinein, startet den Motor und fährt davon.

Plock.

Ein paar Kilometer weiter steuert der Mann den nächsten Parkplatz am Wald an. Dort steigt er aus, lässt aber den Motor laufen, und holt wieder ein Schild aus dem Laderaum des Kombis. Er greift sich einen Nagel, seinen Hammer und macht sich auf den Weg zum Waldrand. Dort will er gerade das Schild an eine Fichte nageln, als er angesprochen wird.: »Hallo, was machen Sie denn da?«

Er dreht sich um und sieht den Frager: gepflegte mittellange Haare, ein Rauschebart und eine Kleidung, die eher in die zwanziger Jahre gepasst hätte, vor allem die Knickerbocker-Hosen wirken recht befremdlich.

»Ich hänge hier Naturschutz-Schilder auf.«

»Wer hat Ihnen denn das erlaubt«, fragt der Knickerbockerträger mit einem freundlichen Lächeln.

»Ich bin im Auftrag der EU-Naturschutzbehörden hier«, antwortet der Mann mit dem Schild mit einem deutlich hörbaren niederländischen Akzent.

»Das kann ja jeder sagen«, reagiert der Knickerbocker-Träger mit einer wegwerfenden Handbewegung. Im Hintergrund brummt der Diesel des Skoda.

»Wenn Sie es so genau wissen wollen, bitte sehr.« Der Schildträger greift in seine Jägerweste und holt eine Brieftasche heraus, klappt sie auf und hält sie seinem Gegenüber vor die Nase.

»Pim van der Desk«, liest dieser laut, »EU-Umweltschutzbeauftragter so so. Und weshalb schlagen Sie hier Nägel in die Bäume, Herr van der Desk?«, kommt die Frage.

»Sie wissen, wer ich bin, jetzt möchte ich auch wissen, wer Sie sind«, schnappt van der Desk. »Zagel, Hriob Zagel, Waldbewohner«, reagiert der Gefragte mit einem ironischen Grinsen. »Aber jetzt möchte ich wirklich mal wissen, warum Sie diese Schilder hier aufhängen«, beharrt Zagel auf seiner Frage.

»Wir wollen die Wälder schützen, darum diese Schilder. Und irgendwo muss ich sie ja aufhängen«, antwortet van der Desk, nagelt das Schild an die Fichte, läuft zu seinem Wagen, fährt los

und lässt Zagel einfach stehen.

Plock. Das Harz beginnt, die Wunde der Fichte zu schließen.

Ein paar Kilometer weiter biegt van der Desk auf den nächsten Parkplatz und macht sich erneut ans Werk. Dieses Mal will er sein Schild an eine Eiche nageln. Mitten in der Arbeit spricht ihn wieder jemand an.

»Wenn Sie den Wald schützen wollen, warum schlagen Sie dann Nägel in die Bäume?«

Van der Desk fährt erschrocken herum. Wieder steht der Kni-ckerbocker-Träger vor ihm. »Opfer müssen gebracht werden«, knurrt der EU-Naturschützer, nagelt fleißig weiter, würdigt Hri-ob Zagel keines weiteren Blickes mehr, steigt in den Skoda, der mit laufendem Motor wartet, und fährt weiter.

Plock. Baumharz läuft über die Wunde.

Der nächste Parkplatz, dieses Mal nimmt sich van der Desk eine Erle vor.

»Wenn Sie die Umwelt schützen wollen, dann machen Sie doch wenigstens den Motor aus«, spricht ihn jemand an.

Van der Desk fuhr erschrocken herum, wieder steht der Waldbewohner vor ihm. Er muss völlig geräuschlos aus dem Wald gekommen sein. Van der Desk erscheint es fast so, als sei Zagel aus dem Nichts aufgetaucht. Außerdem war dieser merkwürdige Waldbewohner noch vor ein paar Minuten an einem Parkplatz gewesen, der mindestens sechs Kilometer entfernt lag. »Sagen Sie mal«, spricht van der Desk den Mann etwas unsicher an, »habe ich eben mit einem Zwillingbruder von Ihnen gesprochen?«

»Nein, das war ich. Ich will einfach nur wissen: Sie schützen die Umwelt, aber der Motor läuft, Sie schlagen Nägel in mei... in die Bäume, passt das denn alles zusammen?«

»Hören Sie mal, mein Lieber«, der EU-Bürokrat hat seine Unsicherheit inzwischen überwunden und legt einen nassforschenden Ton an den Tag, »was wir hier tun, ist von allergrößter Bedeutung, vor allem in einem ehemaligen Ostblockland, in dem die Umweltverschmutzung weit stärker vorangeschritten ist als in den westlichen Ländern.« Van der Desk plusterte sich bei diesen Worten auf und verfällt in einen arroganten Oberlehrerton. »Bis wir hier wirklich allen Dreck einigermaßen in den Griff bekommen, müssen wir erst einmal aufs Tempo drücken. Es ist ja schließlich nicht unsere Schuld, dass hier so lange nichts getan wurde!«

»Meinen Sie das ernst?«, fragt Zagel und legt dabei eine äußerst unschuldige Miene an den Tag.

Van der Desk würdigt ihn nicht einmal mehr einer Antwort, nagelt sein Schild an den Baum, steigt in den Wagen und fährt davon.

Plock. Wieder tut das Baumharz seine heilende Wirkung.

Am nächsten Parkplatz: eine Esche.

Plock.

Danach: eine Tanne.

Plock.

Und so geht es noch etliche Parkplätze lang weiter. Währenddessen bekommt eine Polizeistreife einen kurzen Funkruf: »Kontrollieren Sie die Parkplätze am Naturpark, dort lässt jemand seinen Müll liegen.«

Die beiden Beamten setzen ihren Streifenwagen in Bewegung und sammeln die Schilder wieder ein, die auf den verschiedenen Parkplätzen liegen. Am späten Nachmittag treffen sie van der

Desk auf dem letzten Parkplatz der Route, als er gerade eine Zigarettenkippe wegschnippt, um danach sein letztes Schild an eine sehr dicke Erle zu nageln.

»Hallo, was machen Sie da?«, fragt Streifenführer Vadlicek auf Tschechisch.

»Do you speak English (Sprechen Sie englisch)?«, fragte der Eurokrat etwas von oben herab, »I don't understand your mambo-jambo (Ich verstehe Ihr Kauderwelsch nicht).«

»Natürlich«, antwortet Vadlicek auf Englisch mit einem leichten Oxford-Akzent, »nach drei Jahren Austauschdienst in London sollte ich das wohl. Und Sie zeigen mir bitte erst einmal Ihre Papiere.«

Um es kurz zu machen: Van der Desk ist mit seiner Nagelaktion deutlich über das Ziel hinausgeschossen. Sie kostet ihn 1.500 Euro Geldstrafe und in seiner Behörde landet er anschließend im Archiv. Seine Vorgesetzten sehen offenbar auch nicht sehr viel Sinn darin, Bäume zu schützen, indem man Nägel hineinjagt. Die Schilder landen auf einem Müllplatz, wo sie friedlich vor sich hin verrotten. Und die Polizeistreife wundert sich sehr, als sie hört, dass die Zentrale keinerlei Funkspruch an sie herausgeschickt hatte. Und ein kleiner Igel verspürt im folgenden Herbst das unbedingte Bedürfnis, zum Müllplatz zu wackeln, auf dem die Schilder liegen, der Wind hat inzwischen Blätter herangefegt, Gras ist gewachsen und steht um die Schilder. Ein Mensch hätte sich gefragt, woher dieser eigenartige Gedanke kam, ausgerechnet zu diesem Platz zu gehen. Aber Igel sind in solchen Fragen eher pragmatisch und folgen ihren Eingebungen, vielleicht sind sie ja auch nicht so intelligent wie Menschen, wer weiß das schon. Auf dem Müllplatz findet der Igel jedenfalls die Schilder, die durch Blätter und Gras sehr schön ausgepolstert sind, und glaubt, dass sie ein exzellentes Nest für den Winterschlaf abgeben würden. Als es kalt wird, verzieht sich der stachelige Geselle in sein Winterquartier und träumt bis zum nächsten Frühjahr

seine Igelwinterschlafträume.

Und Rübezahl wirft einen Blick auf den friedlich schlummern-
den kleinen Burschen und murmelt lächelnd: »Sind die Dinger ja
doch noch für ein wenig Umweltschutz gut.«

